

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Schwarzwälder Bote. 1845-1858 (1847) Unterhaltungsblatt

41 (4.6.1847)

Unterhaltungsblatt.

(Beilage zum Schwarzwälder Boten vom 4. Juni 1847.)

Verantwortlicher Redakteur: Wilh. Brandecker.

N^{ro}. 41.

Scenen aus den Feldzügen der Franzosen in Afrika.

(Fortsetzung.)

„Jetzt können wir ungestört unsere Lebensschicksale einander mittheilen, lieber Francois,“ sagte Emil zu dem Freunde, als man sich am anderen Tage nach beschwerlichen Märschen in einem schattigen Walde gelagert hatte. „Was mich anbetrifft, so habe ich nicht viel zu sagen. Mein bisheriges Leben war zwar ernst genug, läßt sich aber mit wenigen Worten erzählen. Ich werde daher zuerst berichten, um desto aufmerkamer nachher Deine Mittheilung anhören zu können, denn ich glaube, daß Du mir viel zu sagen haben wirst. So vernimm denn:

Nach unserer Trennung in meinem Vaterlande angekommen, arbeitete ich im elterlichen Hause still und fleißig für mein Geschäft, als plötzlich die Kunde von Eurer Juli-Revolution nach Deutschland drang. Schon längst war man hier mit der bisherigen Ordnung der Dinge unzufrieden, und dieses Ereigniß fachte den bisher unbemerkt glimmenden Funken zu hellen Flammen an. An mehreren Orten entstanden Unruhen, so auch in meiner Vaterstadt. Leicht entzündlich, wie ich war, ließ ich mich von dem allgemeinen Schwindel mit fortreißen. Es wurde ein Aufstand gegen die Landes-Regierung versucht; ehrgeizige Leute mißbrauchten die Unerfahrenheit der Jugend um selbstsüchtige Pläne zu erfüllen. Wie vorauszusehen war, mißlang Alles. Mein Name stand auf der Liste der Staatsverbrecher — mir blieb keine Wahl, als Kerker oder schleunige Flucht. Natürlich wählte ich die Letztere. Verfolgt, ohne Existenzmittel kam ich wieder nach Frankreich; ich mußte in die Fremdenlegion treten. So kam ich nach Afrika, wo ich mich jetzt nach neun Jahren noch befinde. Ich hatte mehrere Male Gelegenheit, mich auszuzeichnen und habe es bis zum Lieutenant gebracht. — Dies ist meine Geschichte. Jetzt bin ich begierig auf die Deinige, die bedeutend ereignisreicher seyn muß.“

Francois gewann es über sich, die bereits vernarbte Wunde seines Herzens wieder aufzureißen; er verschwieg dem Freunde nicht den kleinsten Umstand in Betreff der Liebe für Alice und ihrer Schicksale.

„Und Du hast nie wieder Etwas von der unglücklichen Frau von St. Armand oder ihrem Gemahl vernommen?“ fragte Emil, der Francois Erzählung mit Spannung zugehört hatte, als derselbe schwieg.

„Nein,“ erwiderte Francois, „weder dem armen Vater Alice's, der sich gegenwärtig in der Stadt Algier aufhält, noch mir gelang es, das Schicksal der Verschwundenen zu ermitteln. Wir haben sie als verloren aufgeben müssen.“

Emil schwieg. Er schien in tiefes Nachdenken versunken.

„Höre, Francois,“ sagte er darauf plötzlich, „ich muß Dir noch ein kleines Abenteuer mittheilen, welches mir in diesem Feldzuge begegnete. Höre zu. Es mögen ungefähr acht Wochen her seyn, der Krieg mit dem Emir hatte eben wieder begonnen, als ich mich eines Abends auf der Feldwache befand. Wir hatten unser Lager in den nordöstlichen Abhängen des Atlas aufgeschlagen. Eben visitierte ich unsere

Postenkette, als ein Neger, keuchend, mit Schweiß bedeckt von dem Gebirge her auf uns zu eilte. Einen Palmenzweig schwenkte er als Friedenszeichen. Er berichtete uns in gebrochenem Französisch, daß eine vornehme französische Dame, deren Namen er aber nicht angeben konnte, in einer, einige Stunden von uns entfernten arabischen Niederlassung gefangen gehalten würde, welche sehnlich ihrer Befreiung harre. Er meldete ferner, daß der Gebieter sich gegenwärtig im Feldlager des Emirs befände, daß man in der Niederlassung von unserer Nähe nichts wisse, und daß somit die Befreiung unserer Landsmännin leicht zu bewerkstelligen sei. Ich berichtete die Sache dem kommandirenden Offizier, als ich abgelöst wurde, und erhielt wirklich von ihm den Auftrag, mit einigen meiner Leute mich von der Wahrheit dieser Aussage des Negers zu überzeugen. Der Sklave hatte uns nicht getäuscht; wir fanden Alles, wie er beschrieben hatte. Ich sah wirklich eine Dame dort, welcher, trotz des Leidens, das aus ihren Zügen sprach, Nichts an Schönheit gleich kam. Doch leider sollte mir das Glück, ihr Befreier zu seyn, nicht zu Theil werden, denn kaum hatte ich einige Worte mit ihr gewechselt, als wir plötzlich von einer Ueberzahl arabischer Reiter angegriffen wurden. Selbst hart bedrängt, war es mir unmöglich, die Arme zu schützen. Ein Araber bemächtigte sich ihrer und sprengte dann, gefolgt von den Uebrigen, in sausender Schnelle davon — wir mußten unverrichteter Sache den Rückweg antreten.“

Mit Begierde hatte Francois jedes Wort der Erzählung verschlungen. „Beschreib' mir diese Dame,“ sagte er jetzt heftig bewegt; „die Farbe ihrer Augen, ihres Haares . . . o geschwind, Du spannst mich auf die Folter . . . was sagte sie Dir?“

„Wenn ich von der Schönheit Deiner Landsmännin sprach,“ erwiderte Emil lächelnd, „so urtheilte ich nach dem Eindruck, den ihr erster Anblick auf mich machte. Sie so genau zu betrachten, um Dir jetzt die verlangte Auskunft geben zu können, fehlte es mir damals an Zeit und Muse. Doch kannst Du Deine Neugier einigermaßen befriedigen, wenn Du den Negerklaven befragst, der mir seit jenem Vorsatz beständig gefolgt ist, und gegenwärtig an jenem Feuer unsere Mahlzeit bereitet.“

Auf Emils Ruf erschien Hassan. Francois befragte ihn nach dem kleinsten Umstand, und bald hatte er Alles erfahren, was Hassan wußte. Es blieb ihm kein Zweifel, es mußte Alice seyn.

Doch wo war sie jetzt? wo sollte man sie suchen? . . . Es war mit Gewißheit anzunehmen, daß sie jetzt in eines Anderen als in Omars Gewalt sei. Wer war aber dieser Mulei Abdallah, dessen Namen sie mit so großem Entsetzen ausgerufen hatte? Hassan kannte ihn nicht, hatte nie Etwas von ihm gehört. Jede Spur schien abermals verschwunden.

Noch überlegten die drei Männer, was zu thun sei, um die unglückliche Alice der Gewalt ihrer Feinde zu entreißen, als Hassan plötzlich einen Schrei der Ueberraschung ausstieß. In demselben Augenblicke warf sich der Neger pfatt zur Erde nieder, mit Blitzesschnelle Emils Mantel über sich werfend.

Erstaunt sahen die beiden Offiziere sich an. Doch auch Francois Aufmerksamkeit wurde plötzlich durch einen vorüber-

gehenden Araber erregt, dessen stehender Blick auf ihm ruhte. Die Züge dieses Menschen waren ihm bekannt, obgleich er sich nicht erinnern konnte, in welcher Berührung er jemals mit ihm gewesen. Ein unbewusstes Gefühl sagte ihm jedoch, daß der Vorübergehende einen bedeutenden Einfluß auf sein Schicksal haben müsse.

„Fällt der falsche Blick dieses Muselmans auch Dir auf?“ sagte Emil, der des Freundes Bewegung bemerkte. „Es ist einer jener Glenden, die sich von uns als Spione gegen ihre Landsleute gebrauchen lassen. Ich, an Stelle des Generals, würde dem Schurken nicht trauen; zwar sind seine Ausgaben im Allgemeinen richtig, doch jede von uns darauf gestützte Unternehmung mißlingt; jedesmal treten Umstände ein, wodurch Nachteile für uns herbeigeführt werden, oft von den blutigsten Folgen begleitet.“

Der Araber, den diese Worte betrafen, hatte seine Schritte indeß gegen den Ausgang des Lagers gerichtet. Hassan warf behutsam die Decke von sich ab, und folgte dem Spion in derselben Richtung, indem er die größte Vorsicht anzuwenden schien, von diesem nicht bemerkt zu werden. Bald verschwanden Beide in dem Dickicht des Waldes.

Den beiden Freunden blieb nicht viel Zeit, ihre Gedanken über das ungewöhnliche Betragen des Negers auszutauschen. Ein Adjutant beschied den Capitän Lelievre zum Oberfeldherrn.

Der Marschall Balee empfing den Erstaunten sehr freundlich. „Sie haben sich bisher mit Ihrer Compagnie sehr rühmlich ausgezeichnet, mein wackerer Capitän,“ sagte er zu diesem. „Allem Anscheine nach werden die Waffen jetzt eine Zeitlang ruhen; da es daher im offenen Felde für Sie wenig zu thun geben wird, so glaube ich, Ihren kriegerischen Muth nicht zu verletzten, wenn ich Ihnen nach den gewaltigen Anstrengungen eine kurze Zeit der Ruhe und Erholung gönne. Ich habe Sie dazu bestimmt, mit Ihrer Compagnie das Fort Mazagran zu besetzen. Es ist dies, vermöge seiner Lage unfern der Meeresküste, ein uns sehr wichtiger Punkt. Ihre Tapferkeit, durch die Sie sich vom gemeinen Soldaten bis zum Capitän aufgeschwungen haben, bürgt mir dafür, daß Sie im Nothfalle den Ihnen anvertrauten Platz nur mit dem Leben lassen werden. Heute noch geht ein Transport Kranker und Verwundeter dahin ab; sie werden ihn begleiten. Meiner Zufriedenheit und Anerkennung Ihrer Verdienste sind Sie gewiß. Gott beschütze Sie, mein braver Lelievre.“

Francois verließ das Zelt des Marschalls und suchte seinen Freund Emil auf, um ihm seine neue Bestimmung mitzutheilen.

„O, das trifft sich ja herrlich!“ erwiderte dieser erfreut. „So eben hat mein Bataillonschef Ordre bekommen, die Stadt Mostaganem zu besetzen. Da die Entfernung zwischen beiden Orten nur einige Stunden beträgt, so werden wir doch nicht gänzlich von einander getrennt.“

Einige Stunden später befanden sich beide Freunde auf dem Marsche nach ihren neuen Garnisonen.

4. Mazagran.

Bereits seit einigen Wochen war Francois Lelievre Kommandant von Mazagran, einem befestigten Städtchen, nur eine geringe Strecke vom mittelländischen Meere entfernt.

Es war im Anfange des Jahres 1840. Der kurze afrikanische Winter war vorüber, und die Erde prangte abermals in ihrem sommerlichen Schmucke.

Eine Wiese, an den Mauern des Ortes gelegen, war der Tummelplatz aller Kinder der arabischen Bevölkerung; harmlose Spiele trieb hier die heitere Jugend und freute sich ihres noch sorgenlosen Daseyns.

Eine Gruppe junger Mädchen von zehn bis zwölf Jahren, abgesondert von den muthwilligen Knaben, vergnügte

sich an unschuldigen Tänzen, und ihr fröhliches Lachen zeugte von der Lust und dem Frohsinn ihrer reinen Herzen.

Plötzlich jedoch verstummte der laute Jubel; ehrerbietiges Schweigen trat ein, und die Mädchen senkten das Haupt in frommer Demuth.

Ein pilgernder Marabut hatte sich dem Spielplatze genähert. Bei dem Anblick dieses ehrwürdigen Mannes war Spiel und Tanz vergessen. Still knieten die Kleinen nieder und erwarteten seinen Segen.

Der Priester schien jedoch die harrenden Mädchen nicht zu bemerken. In einiger Entfernung von ihnen ließ er sich auf eine Rasenbank nieder und stützte das Haupt gedankenschwer auf seinen Pilgerstab.

„Gott im Himmel!“ seufzte er, indem eine Thräne seine von Trübsal gefurchte Wange benetzte; „so ist denn Alles vergebens gewesen! . . . Seit zehn Jahren habe ich nun schon Afrika's heiße Sandwüsten durchwandert, habe in jedem Orte geforscht, den ich erreichen konnte, und doch habe ich keine Spur von den Theuren gefunden. . . O Herr, mich verläßt die Kraft, es wankt der Glaube an Deine Barmherzigkeit. . . Liebest Du mich darum den köstlichsten Edelstein der Erde finden, darum der Glückseligste unter Deinen Geschöpfen werden, um nach wenigen Tagen des höchsten Glückes ein ganzes Leben voll Kummer und Verzweiflung hinzuschleppen?! . . . Wie oft mögen sie verlangend die Arme nach dem Gatten und Vater ausgestreckt haben, wie oft sehnstuchtsvoll nach ihm gerufen haben, während nur das Hohngelächter ihrer barbarischen Gebieter ihnen Antwort gab! . . . Oder weilen sie nicht mehr unter den Lebenden, sind sie schon eingegangen in die seligen Gefilde des Friedens? . . . O dann, Herr, führe mich zu ihrem Grabe; an dieser heiligen Stelle laß mich sterben, und vereinige mich endlich mit den Lieben! . . . Oder solltest Du, erhabener Schöpfer, mir zürnen, daß ich dieses Gewand trage, daß ich den Namen der Priester führe, welche anders glauben, als Deine heilige Religion gebietet? . . . O gewiß nicht; Dir, selbst die Liebe, kann nicht mißfällig seyn, was meine heiße Liebe that; diese Täuschung soll ja nur dazu dienen, daß ich Diejenigen wiederfinde, die Du selbst mir als Heiligthum anvertraut hast; in keiner anderen Gestalt wäre es mir möglich, in die Hütten dieses Volkes zu dringen, unter welchem sie, wenn noch lebend, weilen müssen. . .“ (Fortsetzung folgt.)

* Unsere Zeit und ihr Gebet.

„Gruß, theurer Freund, ist alle Theorie.“

Göthe.

Der Arzt wie der Todtengräber, der Stoic Aristokrat wie der UltraRadikale, der Bettler wie der Minister, der Herr wie der Knecht, werden sich nur nach dem Tode als Knochenmänner noch etwas ähnlicher als sie es in unserer Zeit sind — indem sie beten; denn das tägliche Gebet aller sind die wenigen Worte: „Gieb uns unser tägliches Brod!“ Sie haben es sich jedoch, der protestantischen Richtung unserer Zeit gegen alles Veraltete hulbigend, in den Kopf gesetzt, der Einzelne dürfe nimmer in der Mehrzahl von sich allein sprechen, daher denn auch jeder täglich nur betet: „Gieb mir mein täglich Brod!“ Sie schleichen sich an dem unschuldigen menschenfreundlichen „Uns“ vorüber, wie der Geizhals am Opferkasten. Seitdem aber die Menschen also zu beten angefangen haben, beten sie nicht mehr zum lieben Gott, sondern zu den Menschen; und weil sie diese mehr als den lieben Gott fürchten, sind sie nimmer so keck, allein zu beten, sondern bedürfen dazu eines Gehilfen, sei dieser nun ein Advokat, oder ein Schreiber, oder weiß der Himmel was für ein bei dem Hilfsmächtigen in Gnade stehendes Wesen.

über wie sehr unterscheidet sich dieser Hilfsmächtige vom lieben Gott! Dieser sagt nicht, wenn du betest „Gieb uns unser täglich Brod,“ — „ich mag nicht, laß mich in Ruh;“ er geht nicht über deine Bitte zur Tagesordnung über, wie die Ständekammern unserer lieben Vaterländer; er schickt dich nicht mit einem Kanzleirost heim, wie ein Minister, dem du dich bittend zu Füßen legtest. Er ist noch der alte Gott, ohne dessen Willen kein Sperling vom Dache fällt, und doch ist dieses Halbpenniggeschöpfchen ungleich minder werth als du. Siehe dieses lebenslustige Thierchen, wie es alle 365 Tage sein Essen kriegt, und wie man es ihm schon von weitem ansieht, daß es vor lauter Sorglosigkeit ganz leichtsinnig ist. Wie für seine Nahrung, eben so liebevoll sorgt der Himmel auch für seine Kleidung, während deine Fürsorger kaum im Stande zu seyn scheinen, dir ein ganzes Hemd auf den Leib zu schaffen. Bitternd bist du kaum im Stande dem Frost und Wintersturm auszuweichen, während der sorglose Sperling von Dach zu Dach hüpfet und dich auszwitschert wegen der Fürsorger, die du anbetest und von denen du mehr, als vom Himmel erwartest. Siehe wie dieser nicht nur für das tägliche Brod und die tägliche Kleidung, sondern sogar für den Unterricht seines kleinen Schützlings sorgt; er giebt ihm seine Lehrer, die ihr Gehalt kaum vor dem Hungertode schützt; er macht selbst den Schulmeister und sagt ihm: „das thue und das thue nicht!“ Er sagt ihm z. B.: vor einem Huhn brauchst du nur zwei Schritte seitwärts zu fliegen, vor einer Kaze aber zehn, und vor einem Menschen fliege davon, so weit du kannst.“ Eben so sorgt er auch für seines Schützlings Wohnung, indem er sie denselben so wohlfeil und so zweckdienlich bauen lehrt, als noch kein Mensch eine Wohnung für sich baute. Sorgen deine Fürsorger dir auch so uneigennützig für eine Wohnung? vielleicht wenn sie dich in Thurm und Kerker stecken, weil du die Wahrheit redetest oder deinem Nachbar in höchster Noth einen Heller schuldig bleiben mußtest! Aber dennoch betest du zu den Menschen und nicht zum Himmel: „Gieb uns unser tägliches Brod!“ Und werfen dich diese Menschen zur Thüre hinaus, so siehest du auf, wischest demüthig den Staub von den Knien, bedankst dich unterthänigst und wankst seufzend ohne das gesuchte tägliche Brod weiter, und fluchest dem Himmel und schiebest diesem die Schuld zu, da du doch nicht ihn, sondern die Menschen um Brod gebeten hattest. Laß uns jedoch dein Gebet noch genauer besichtigen und eines der vier bedeutsamsten Wörtchen um's andere prüfen. Diese vier Wörtchen lauten: „Gieb uns heute Brod!“ Ich will voraussetzen, daß du also zum Himmel selbst und nicht bloß zu den Menschen betest, die du für mehr als Menschen hältst.

„Gieb!“ Jeder will zwar nehmen; wenn man aber zu ihm sagt „gieb!“ — dann hört er es nicht. Der Reid ist jetzt den Menschen so eigen geworden, die gegenseitige Mißgunst namentlich bei Handwerkern, Kaufleuten, Betitelten u. dgl. m. so eingewurzelt, daß sie sich, nicht weil sie es selbst notwendig hätten oder wünschten, sondern aus purer Lieblosigkeit ärgern, wenn einem Andern etwas Gutes wiederfährt. So giebt es nicht wenige wohlhabende Leute, die sich sogar ärgern, wenn sie einen Armen Brod und Freude empfangen sehen.

„Gieb!“ Der heilige Dominikus verkaufte sogar seine Manuscripte, um zur Zeit einer Hungersnoth in Spanien von dem Erlös die Armen zu unterstützen. Er sagte: „Könnte ich in diesen todten Pergamenten studiren, wenn ich weiß, daß Menschen vor Hunger sterben?“ — Eine deutsche Fürstin war es, die einem armen Weibe mit einem Säugling begegnete, dem sie aus eigenem Hunger keine Nahrung mehr reichen konnte; die Fürstin, die daheim gerade auch einen Säugling hatte, reichte dem armen Kinde ihre eigene Brust.

— Das heißt man geben, ohne daß die Linke weiß, was die Rechte thut. Auch heut zu Tage giebt man; aber nicht so uneigennützig. Durch ihren Uebermuth machen sich die Geber allzuoft den Schergen ähnlich, die den Gekreuzigten tränkten. Solche können mit nicht mehr Recht als diejenigen, die gar nichts geben, bitten: „Gieb!“

„Uns!“ — Dieses „Uns“ ist bei den meisten eine Lüge, da sie dabei doch nur an ihr vielgeliebtes Ich denken. Ein Gebet soll aber ohne Lüge seyn, wie eine Sonne ohne Flecken.

„Heute!“ — Wie wenige Menschen denken bei diesem Heute, was seine sinnige Bedeutung ist! Wie wenige denken daran, daß es unnennbar zart an das mahnt, was unserer Zeit und ihren Kindern fehlt, das heißt an Genügsamkeit und Zufriedenheit. Die Menschen denken nimmer daran, daß der Leib bloß der Werktagsrock, bloß das Handwerksgeschirr der Seele seyn soll, und daß es zwar recht sei, ihn in Ordnung zu wünschen, daß aber auch über der Ueberschätzung des Geschirres die Seele nicht zu Grunde gehen soll. Sie lassen die Seele verhungern und reichen ihr weder heute noch morgen ihr tägliches Brod, das da ist die Wahrheit und die Gerechtigkeit. Dennoch beten sie um ihr tägliches Brod.

„Brod!“ Was verstehen sie unter diesem Brod? Das eitle Mädchen versteht darunter schöne Kleider, der Ehrstüchtige Titel und Ansehen, Aemter und Würden, der Geizige Geld und nichts als Geld, der Höfling einen Gnadenblick, der Trinker seinen Schnaps, der Wirth seine Gäste, der Arzt mehr Kranke und der Todtengräber mehr Todte.

Also betet unsere Zeit, während sie für die geheime Gotteschrift, für die Gottesgedanken, die sich in Bäumen und Gesträuchen, in Flüssen und Seen und Gebirgen vor ihnen riesenhaft entfaltet, keinen Sinn mehr zu haben scheint; sonst würde sie gewiß nicht so muthlos jammern. Sie scheidet nach Brod, sie zürnt mit dem Himmel, sie feindet die Elemente selbst an, während ihr doch die Erde jährlich mit 100 Procenten zurückgiebt, was man ihr in der Saatzeit geliehen. Die Muthlosigkeit unserer Zeit will zur Verzweiflung werden, und man darf es fast sagen, daß die Verzweiflung das Schauspiel der Gegenwart ist, wie der Zweifel das der Vergangenheit war. Wer möchte aber vorauszuverkünden wagen, ob aus der Asche dieser Zeit ein Phönix sich erschwingen, oder eine Nachtule emporflattern werde! Hätte das Gebet unserer Zeit um ihr tägliches Brod einen reinern, einen edlern Sinn, als uns die voranstehende, so eben gelesene Auslegung desselben dargehan hat, so wären der Klagen nicht so viel; die Menschen wären weniger Sklaven sinnloser Bedürfnisse; sie wären glücklicher, weil sie freier wären. Wenn aber ein Geschlecht seinem größten Theile nach aus selbststüchtigen, eigennütigen Menschen besteht, wenn die Menschen von ernster Gewissenhaftigkeit, von strenger Selbstprüfung, von festem Gerechtigkeitsinn und heiliger Begeisterung für das sittlich Schöne immer seltener werden; dann wird die Gemeinheit stets die Oberhand behalten, sie werden stets Sklaven der Materie bleiben, und so lange sie dieses sind, so lange sie nicht freier sind, werden sie nicht glücklicher seyn.

Aus einem philosophisch-humoristisch-satyrischen Lexikon.

(Fortsetzung.)

Kochkunst. Welche Wissenschaft darf sich rühmen, so unmittelbar auf das Glück der Menschheit zu wirken, als die der edlen Kochkunst? Alles geht bekanntlich vom Magen aus. Ein zufriedner Magen schafft ein zufriednes

Herz, und nie sind die Menschen für alles Gute empfänglicher, als wenn sie mit Wohlgefallen satt geworden. Der beste Ehemann krittelt, wenn die Suppe angebrannt worden, aber eines Murrkopfs Züge erheitern sich, wenn die leckere Schüssel ihm entgegendampft. Woher entspringt alles Böse in der Welt? aus schlechter Verdauung, aus mangelhafter Kochkunst. Darum ist der Leib- und Mundkoch eines mächtigen Fürsten der erste Staatsdiener, der Krieg oder Frieden aus einem Gewürzschranke hervorgehen heißt. Wer mag wissen, wie es jetzt in Europa aussehen würde, wenn Friedrich II. keine Polenta gegessen hätte? und Esau Linsengericht spielt eine große Rolle in der Geschichte. O du edelste der Künste! du Ernährerin des höchsten Sinnes! du unermüdete Schöpferin geselliger Freuden! nur du vermagst Genies und Dummköpfe an einer Tafel traulich zu vereinigen. Du bestichst den Richter, der vielleicht das Geld verschmähete — du versammelst Dichter und Staatsmänner bei Leuten, zu welchen ohne dich Niemand käme — du gewährst den schönen Ruhm, den edelsten, den ein Mann im Staate sich erwerben kann, daß man von ihm sage, er giebt gut zu essen! (v. Kozebue.)

Koketterie hat viel Aehnlichkeit mit dem Essig. Wenn man zu viel Sauce mischt, so wird sie sauer und ungenießbar; nimmt man zu wenig, so schmeckt sie fade und wenn man sie gekostet hat, so läßt man es dabei. Wenn man aber das rechte Maß trifft, so reizt es die Gsclust. Etwas Koketterie in dem Wesen einer hübschen Frau macht sie noch liebenswürdiger und interessanter (K. Müchler). — Das Herz einer Kokette verhält sich zu dem Herzen eines sitzamen Frauenzimmers, wie Charpie zur Leinwand. (Saphir.)

Krämer sind im lieben Deutschland besonders einheimisch. Hat ein geräuchertes Herz und eine eingepökelte Seele; speculirt in Thran und Eichorien, macht Geschäfte in Pfeffer und englischem Gewürz und tauscht mit Socfischen und bejahrten Häringen die sanftesten Empfindungen aus; liebt den Profit über Alles und seine Wage wie sich selbst. Prüft das Herz und die Nieren der Duten und Scheidemünzen und macht für einen Pfennig zwei Kratzfüße, zeigt einen natürlichen Widerwillen gegen Großmuth und lyrische Gedichte und hat eine Abneigung gegen Alles, was nicht in seinen Kram paßt. Schafft sich nur Tugend an, wenn diese ein gangbarer Artikel wird, und ist der einzige zum Handeln geneigte Deutsche.

Krankheiten sind die Fourierschützen des Todes; die grauen Haare sein Panier und seine Livre (Th. Tabernämontanus). — Sie kommen gewöhnlich hergeritten und hinken zu Fuße hinweg (Chr. Lehmann). — Langwierige sind Lehrjahre der Lebenskunst und der Gemüthsbildung (Novalis). — Sie machen verständig, denn man hat dann nur eine Sehnsucht: wieder gesund zu werden. (Voltaire.)

Kriecherei ist eine Münze, die Rückseite Arroganz. (Th. v. Haupt.)

Krieg ist ein goldenes Netz, wer damit fischt, leidet mehr Schaden, als er Nutzen davon hat (Luther). — Er ist ein Prozeß, der auch den Gewinnenden zu Grunde richtet, er ist das Tribunal der Könige; Kanonen sind die Advokaten und Siege die Urtheile (Th. v. Haupt). — Krieg ist für bestechbare Minister und ihre Kreaturen, für Lieferanten und Merkantilseelen, die Kunst — zu Hause zu erobern.

Kritik. Gegen die Kritik kann man sich weder schützen noch wehren; man muß ihr zum Troz handeln und das läßt sie sich nach und nach gefallen. (v. Göthe.)

Kummer. Drückt euch der Kummer, so heftet euern Blick auf ein schlafendes Kind, das von keiner Sorge beunruhigt, von keinem Traume aufgeschreckt wird; ihr werdet von dieser Unschuld etwas borgen und euch ganz beruhigt fühlen. (Chateaubriand.)

Kuß. Ein Kuß ist eine Waare, die nur im Frühling und Sommer des Lebens vollen Werth hat, im Herbst um einen wohlfeilen Preis zu haben ist; aber da hat die Waare den Werth verloren, und die Wucherer werden durch ihren eigenen Geiz bestraft.

Lachen. Das Lachen und Weinen ist das einzige Erbtheil, welches der Mensch sogleich bei seiner Geburt von seinem Schöpfer empfängt. (Braun.) — Das Lachen erquickt die ganze Maschine, es ist der beste Restaurateur; bei ihm stehen alle Thorheiten auf der Tafel (v. Kozebue.) — Es ist das erste Bewußtseyn des erwachenden Menschengeistes. Thränen hat, sagt man, selbst der Hirsch in seiner Todesnoth, aber lächeln kann nur der Mensch.

Lauleute sind die Bäume, und alle übrigen Stände nur Raupen, die an ihren Blättern schmausen. (v. Kozebue.) (Fortsetzung folgt.)

Paritätenkästlein.

Ein Mann, der einen Groß gegen eine kleine Stadt hatte, ging hin, und hieb rund um die Stadt herum alle Disteln ab. Auf die Frage, warum er das thue, antwortete er: er schneide den Einwohnern die Lebensmittel ab.

Ein amerikanischer Akrobat kündigt an, daß er auf einem nur 5 Linien breiten Seile tanze und so hoch spränge, daß er sich zuweilen selbst in der Luft langweile.

Scherzfrage. Woran denkt ein Mann, wenn er an nichts denkt?

Bildrathsel (Nro. 38.).



Auflösung des Räthfels in Nro. 39:
A u f l ö s u n g .